

B. K. Schulz:

Rassenbiologische Fragen im deutschen Raum^{*)}

Schon die ersten Monate dieses Krieges brachten das Ergebnis, daß die uns durch das Schanddiktat von Versailles viel zu enge gespannten Grenzen mit einem Male gesprengt waren. Dies und der weitere Verlauf des Krieges hatte zur Folge, daß das Deutsche Volk in einem bisher ungeahnten Ausmaße mit den Menschen jenseits dieser Grenzen in Berührung kam und kommt. Diese Berührung ist nicht nur darauf beschränkt, daß der Deutsche als Soldat, Beamter und Kolonist in die neuen Gebiete gelangt, und mit der dort lebenden Bevölkerung zusammen lebt, sondern es treten nun — abgesehen von der Unzahl der Kriegsgefangenen — auch noch Tausende fremdvölkischer Zivilarbeiter beiderlei Geschlechts die Keise nach Deutschland an. Bei dem sich ergebenden Verkehr mit deutschen Menschen und solchen Menschen fremden Volkstums liegt es nahe, daß sich die Möglichkeiten für außerhehliche und hehliche Verbindungen und die damit verbundenen Gefahren für den Rassenbestand des deutschen Volkes ergeben.

Unsere verantwortungsbewußte Führung hat in Erkenntnis dieser rassenpolitisch bedeutsamen Verhältnisse entsprechende Vorkehrungen getroffen und ist ständig bemüht, bei jedem neu auftauchenden Problem dieser Art, je nach der sachlichen Bedeutung desselben für wirksame Abhilfe zu sorgen. So ist verständlich, daß die fachwissenschaftliche Erkenntnis auf dem Gebiete der Rassenbiologie noch nie so sehr in die unmittelbare Praxis hereingezogen war wie heute. Es ergaben sich da vor allem folgende Fragen:

1. Nach der Rassenverteilung in unserem eigenen deutschen Raume.
2. Nach der genauen Kennzeichnung und genetischen Abgrenzung der Rassen.
3. Nach der rassistischen Verteilung in den neuen Grenzgebieten.
4. Nach der rassengeschichtlichen Entwicklung in den neuen Räumen.
5. Nach den sichereren Ergebnissen rassenpsychologischer Forschung.

Alle diese Fragen stellen uns bei genauer Betrachtung vor die teils unbefriedigende, teils erfreuliche Tatsache, daß wir auch da noch nirgends ausgereizt haben, und daß wir an allen Stellen nach weiteren, tieferen Erkenntnissen suchen müssen.

Unsere heutige Rasseneinteilung und Beschreibung der europäischen Rassen geht im Wesentlichen auf die Forschungen Denikers zurück, der vor allem auf Grund der Verteilung des Längen-Breiten-Verhältnisses des Kopfes, der Körperhöhe, der Haar- und

Augenfarbe Landkarten ausgearbeitet und auf Grund derselben auf die Rassenverbreitung Schlüsse gezogen hat. Wenn auch das Gesamtmaterial Denikers recht umfassend ist, so war es ihm doch auch in vielen Gegenden nur möglich eine nur geringe Personenanzahl aufzunehmen, die für eine sichere wissenschaftliche Unterbauung natürlich nicht ausreichte. Alle folgenden Arbeiten, wie die von Günther, Krausfeld, Claus und auch E. Fischer bauen auf Deniker auf. Im Vergleich zum Deutschen Volke haben es kleinere Nationen beim Überblick über ihren Rassenbestand viel leichter. Vorbildlich stehen da unsere skandinavischen Vetter an erster Stelle. So ist Schweden von Gustav Regius und Carl Fürst sowie neuerlich von Lundborg durchgehend wenigstens im männlichen Geschlechte im wehrpflichtigen Alter durchuntersucht worden, daselbst gilt von Norwegen, wo Arbo, sowie besonders Bryn eine ausführliche Untersuchung aller Stellungspflichtigen vorgenommen haben. Auch für das ehemalige Polen hat Czekanowski eine Untersuchung der Wehrpflichtigen durchgeführt und veröffentlicht.

Demgegenüber ist die Erfassung unseres Rassenbestandes im gesamtdeutschen Raume ein heute noch immer nicht zur Erfüllung gebrachter Wunsch aller deutschen Rassenforscher. Den ersten groß angelegten Versuch nach dieser Richtung verdanken wir Rudolf Virchow, der im Jahre 1875 bei 6,5 Millionen deutschen Schulkindern die Haut-, Haar- und Augenfarbe untersuchen ließ. Diese Untersuchung wurde von Lehrern an Hand von Fragebögen und leider ohne Vergleichsfarbtafeln vorgenommen, was zur Folge hatte, daß die Gleichartigkeit des Ergebnisses stark in Frage gestellt ist, denn bekanntlich ist das Urteil über blau und grau bei der Augenfarbe und die Grenze zwischen hellblond, dunkelblond und hellbraun bei der Haarfarbe, wenn es dem persönlichen Gutmühen überlassen ist, sehr verschieden; auch spielt die Beleuchtung und sonstige Umstände hier eine große Rolle. Dazu kommt ferner, daß gerade die Haarfarbe im Kindesalter starken Veränderungen, dem sogenannten Nachdunkeln ausgesetzt ist, und daß daher der Vergleich mit Erwachsenen hier überhaupt nicht als statthaft bezeichnet werden muß. Wesentlich gründlicher und auch eine Reihe von Massen miteinander sind die Untersuchungen von Otto Ammon an Wehrpflichtigen des ehemaligen Großherzogtums Baden. Vor dem Weltkrieg war ein großer wissenschaftlicher Arbeitsausschuß am Werke, um eine Untersuchung aller Wehrpflichtigen

^{*)} Antrittsvortrag an der Deutschen Karls-Universität in Prag am 28. Mai 1942.

im Deutschen Reich, Österreich und der Schweiz durchzuführen. Der Ausbruch des Weltkrieges vereitelte jedoch diesen Plan.

Seitdem ist zu wiederholten Malen an diese Frage herangegangen worden. So habe ich selbst im Jahre 1935 der Deutschen Forschungsgemeinschaft einen Plan vorgelegt, auf Grund dessen eine Erhebung des gesamten Reichsarbeitsdienstes vorgenommen werden sollte. Kurz vor Kriegsausbruch habe ich dann in Vertretung der Deutschen Gesellschaft für Rassenforschung mit dem Oberkommando des Heeres wegen einer solchen Untersuchung in Verbindung mit der Musterung zum Wehrdienst Verhandlungen gepflogen, die aber durch den Kriegsausbruch zu keiner weiteren Verwirklichung kamen.

So sehen wir auch heute noch vor demselben alten unerfüllten Wunsche der Erstellung eines solchen idealen Querschnittes durch das deutsche Volk.

Die angebotene Untersuchung der männlichen Stellungspflichtigen würde freilich nur einen bestimmten Ausschnitt nach Alter und Geschlecht aus dem ganzen deutschen Volke umfassen und insofern auch nicht vollkommen und mit allen anderen Gruppen vergleichbar sein.

Aus solchen Gesichtspunkten heraus, aber auch im Hinblick auf das Eindringen in tiefere Fragen wie z. B. der Wirkung von Inzucht, Siebung und Auslese hat sich der Plan entwickelt, einzelne nur auf ein kleineres Gebiet beschränkte Untersuchungen vorzunehmen. Die ersten dieser Untersuchungen sind unter der Anleitung Rudolf Martins, als er noch in Zürich wirkte, im Großen Walsertal und im Saiental vorgenommen worden. Ihm folgend hat dann Walter Scheidt die Elbinsel Sinkenwälder einer Sonderuntersuchung unterzogen, bei der nicht nur das rein Rassenkundliche, sondern auch die Abstammungsverhältnisse, Auslese und Siebung sowie durch Hinrich Wriede der volkskundliche Bestand in die Fragestellung miteinbezogen wurde. Eugen Sischer hat dann 1928 im Verein mit den Leitern der Lehrstühle auf den übrigen deutschen Hochschulen zu einer umfassenden Erhebung dieser Art in ganz Deutschland aufgerufen. Bei dieser Art der Untersuchungen handelt es sich gewissermaßen um Probebrüngen, die auf weite Räume verteilt sind, die aber dann um so gründlicher die ganze Bevölkerung vom Kinde bis zum Greise hinsichtlich einer größeren Zahl von Merkmalen untersuchen, die verwandtschaftlichen Zusammenhänge sowie die historischen und soziologischen Gegebenheiten feststellen und so schließlich zu einem Lebensbilde des betreffenden Gebietes einschließlich des Bevölkerungsaufbaues, sowie der Fruchtbarkeits- und Ausleseverhältnisse kommen. Es sind nun fast an die hundert solcher Untersuchungen im deutschen Raume vorgenommen worden. Sie verteilen sich aber nicht gleichmäßig und zeigen, wenn man sie auf einer Landkarte einzeichnet, so zeigen sich vielerlei Lücken, so sind z. B. Westfalen, Pommern, Ostpreußen, Mecklenburg, aber auch die Alpenländer noch wenig erforscht. Diese Dorfuntersuchungen haben in einzelnen Fällen den Nachteil, daß sie nur ein sehr kleines Gebiet umfassen und daher nicht für die weitere

Umgebung als maßgebliches Beispiel angesehen werden können. Gelegentlich ist auch die Zahl der Untersuchten, wenn sie in einzelne Altersklassen getrennt werden, so klein, daß die Ergebnisse statistisch nicht mehr gesichert erscheinen. Daß gelegentlich auch Dorfuntersuchungen zur Mode geworden sind, und man ohne hinlängliche wissenschaftliche Leitung in wenigen Wochen eine solche Forschungsarbeit erledigen zu können glaubte, ohne daß die fachliche Schulung ausreichte und daß dann mit Rassen-diagnosen recht willkürlich verfahren wurde, hat S. Lenz in einer kürzlich erschienenen Veröffentlichung hinlänglich an den Dranger gestellt. In dem Bemühen, zu neuen wissenschaftlichen Ergebnissen zu gelangen, sind manche Untersucher auch auf abweichende Untersuchungsmethodik verfallen, was natürlich die Erstellung eines Gesamtbildes erschwert. Gerade bei diesen Dorfuntersuchungen wäre die genaue Einhaltung bestimmter Richtlinien und einer ganz exakten Meß- und Beobachtungstechnik sowie erstklassige Lichtbilddaufnahmen notwendig.

Ich selbst habe in diesem Sinne in meiner Untersuchung über die Bewohner des südblichen Allgäus, Lechtals und Bregener Waldes mich bemüht, Grundlagen und Richtung zu geben und habe die Freude, daß der von mir eingeschlagene Weg in der von W. Gieseler herausgegebenen Reihe „Schwäbische Rassenkunde“ Bd. I—4 nun fortgesetzt wurde.

Aus dem böhmisch-mährischen Raume liegen einzig die mit vorbildlicher Sorgfalt und Gründlichkeit durchgeführten Untersuchungen von Adolf Knöbl über den Bezirk Mährisch Schönberg vor.

Für die Zukunft wäre anzustreben, daß die einzelnen wissenschaftlichen Institute einen genauen Plan über die Fortsetzung aufstellen, und daß nach demselben die Erhebung von Jahr zu Jahr unter Heranziehung der Studenten, die so tatsächlich Praxis der rassenkundlichen Erhebung treiben, ihren Fortgang nimmt. Die Ergebnisse bedürften dann auch nur in seltenen Fällen der monographischen Bearbeitung, denn sie bringen keine großen wissenschaftlichen Neuentdeckungen, sondern sind handwerklich sorgfältig zurecht gearbeitete Steinechen der großen Mosaiklandkarte, die uns schließlich Aufklärung über die Rassenverteilung des deutschen Volkes bringen wird. Daß bei einer solchen ziel-sicheren bescheidenen Arbeit auch manche neue Ergebnisse zutage kommen werden, wie die Feststellung von Gauschlägen, besondere Folgen von Inzucht oder Auslese und Rassenmischung sich zeigen werden, liegt auf der Hand und wird so manche Entdeckungsfreude in den gleichmäßigen Ablauf der Untersuchungen bringen.

Bei dieser Gelegenheit muß aber noch auf ein besonderes Problem der Rassenforschung hingewiesen werden. Wenn auch alle deutschen Rassenforscher an der Rassenenteilung Denikers in der Abwandlung, wie wir sie in der Veröffentlichung von S. S. K. Günther und Sischer kennen, festhalten, so muß doch hervorgehoben werden, daß wir über den vollen Spielraum des erblichen Anlagenbestandes auch einzelner euro.

päischer Rassen noch mehr wissen müßten. So ist das wissenschaftliche Fundament der Fälischen Rasse keineswegs so breit unterbaut, wie man das wünschen müßte. Dasselbe gilt für die Ostische und Ostbaltische Rasse. Am besten unterrichtet sind wir über den Anlagenbestand der Nordischen Rasse — dank der Arbeiten der skandinavischen Forscher — und den der Dinarischen durch einige richtungweisende Arbeiten Th. Mollisons und anderer. Diese beiden Rassen zeichnen sich aber auch durch eine Reihe sehr klar erkennbarer, verhältnismäßig leicht zu beschreibender Merkmale aus, während die Merkmalsbeschreibung der Ostischen und Ostbaltischen Rasse gerade in Folge ihrer geringeren Ausgesprochenheit Schwierigkeiten macht.

Der Weg, den die Forschung hier einschlagen müßte, und wie er von Th. Mollison auch eingeschlagen wurde, würde dazu führen, die für die Rasse kennzeichnenden Menschen in ihrem Heimatgebiet aufzusuchen, die verschiedenen Ausprägungsformen festzustellen und dann auf Grund genealogischer Tatsachen den verschiedenen Mischungsergebnissen nachzugehen. Hand in Hand mit der reinen Feststellung der Formen, Masse und deren Schwankungsbreiten müßte die Erforschung der psychischen Reaktionen gehen. Hier muß freilich besonderes Gewicht den erbbiologischen Grundlagen des Rassenbegriffs zugewendet werden. Es ergibt sich die besondere Frage, ob die für die betreffende Rasse als kennzeichnend erkannten Merkmale auch tatsächlich auf erblicher Grundlage beruhen, welchen Erbgang sie geben, welche Schwankungen hinsichtlich der Ausprägung wir kennen usw. So ist z. B. der konvexe Nasenrücken keineswegs das einzig untrügliche Zeichen für die Dinarische Nase. Die Form des Nasenrückens schwankt bei der Dinarischen Rasse vielmehr von der geraden bis zu einer stark auswärts gebogenen Linie. Wesentlich ist aber für die Dinarische Nase die beträchtliche Größe, die heruntergezogene, hängende Spitze, die gebogenen Nasenflügel und die sichtbare Nasenscheidewand. Diese Merkmale beruhen wahrscheinlich jedes auf eigenen von einander unabhängigen Erbanlagen, die im Falle der Mischung unabhängig von einander mendeln. Der Weg zu einer solchen Erbanalyse führt über die Beobachtung an einigen Zwillingen und die Untersuchung an Rassenmischlingen.

Durch die Untersuchung von Rassenmischlingen und das verschiedene Verhalten von einzelnen Erbanlagen im Erbgange wird es möglich, auch über das Wesen der einzelnen Erbanlagen und ihre vermutliche Lokalisierung etwas auszusagen zu können. So haben die Untersuchungen E. Fischers und seiner Schüler den Nachweis erbracht, daß wir unter dem als Mongolenfalte bekannten Merkmal nicht ein und dieselbe Erbanlage bei Jungmongolen, Eskimo und Hottentotten anzunehmen haben, sondern mindestens drei verschiedene. In der Kreuzung zwischen Chinesen und Europäern erwies sich die Mongolenfalte bei den Mischlingen als dominant, bei Mischlingen zwischen Eskimo und Europäern dagegen als rezessiv und ebenso auch bei den Mischlingen von Hottentotten und Europäern.

Ähnliche Feststellungen über die Eigentümlichkeiten der Erbanlagen konnte bei Kraushaar und Straßhaar beobachtet werden. Das straffe Chinesenhaar erweist sich gegenüber dem krausen Haar der Melanesier als dominant. Die Mischlinge haben straffes Haar. Bei der Mischung zwischen Chinesen und Negern ist das straffe Haar dagegen nicht dominant, die Mischlinge zeigen eine deutliche Wellung im Haar.

Die Saltenbildung des Auges geht demnach beim Chinesen und Eskimo nicht auf dieselbe Mutation zurück, ebenso nicht das Kraushaar des Melanesiers auf dieselbe wie die des Negers, sondern diese Rassen-eigentümlichkeiten haben besonderen, von einander unabhängigen Mutationen ihren Ursprung zu verdanken.

Gerade bei der Unterscheidung äußerlich ähnlicher Rassen, wie z. B. der Dinarischen und Vorderasiatischen, der Westischen und der Orientalischen können solche Beobachtungen an Rassenmischlingen von großer Bedeutung sein. Die Frage der Vorderasiatischen Rasse wird jetzt Zeit stärker in das Bereich unserer Aufmerksamkeit gerückt, da unsere Soldaten in Gebiete mit stärkerem Einfluß dieser Rasse gelangen. Es wäre denkbar, daß die scheinbare Ähnlichkeit zwischen der Dinarischen und Vorderasiatischen Rasse, wie sie durch die konvexe Nase oder den hohen Schädel mit steil abfallendem Hinterhaupt gekennzeichnet ist, auf verschiedenen Erbanlagen beruhen. Eine solche Feststellung wäre nur an Hand der Untersuchung von Rassenmischlingen zwischen Vorderasiatischer und Dinarischer Rasse mit ein und derselben anderen Rasse zu erbringen, sowie auch die Untersuchung von Mischlingen zwischen Vorderasiatischer mit Dinarischer Rasse.

Vor vollkommenen neue Fragen hat uns das Eindringen in den russischen Raum gestellt. Die Kenntnis über die Rassenverteilung in Russland ist von vorneherein schon sehr dürftig, weil hier nur wenige gründlichere Untersuchungen vorgenommen wurden, die Technik der russischen Rassenforscher vielfältig von unserer abweicht und in einem so gut wie unerreichbaren und unleserlichen Schrifttum verwehrt ist. Brauchbare bildliche Unterlagen fehlen in den russischen Veröffentlichungen überhaupt. Wir sind also allein darauf angewiesen, was durch deutsche Forscher, so vor allen Dingen A. Pösch und J. Weninger an russischen Kriegsgefangenen während des Weltkrieges erhoben wurde. An russischen Kriegsgefangenen fällt heute sehr häufig als besonderes Merkmal auf, daß die Komplexion Haar-, Haut- und Augenfarbe ausgesprochen hell und die Kopfform lang mit ausladendem Hinterhaupt ist, also Merkmale, die sehr stark an die für die Nordische Rasse bezeichnenden gemahnen, daß dabei aber vor allem die Merkmale des Gesichtsschädels eigenartig plump und grob ausgebildet sind. Vor allem die Wangenbeingegegend und die Unterlieferwinkel treten stark hervor und geben den Gesichtern edige, brutale Züge. Hier erhebt sich die Frage, ob wir es mit Mischlingen zwischen Nordischer und Ostbaltischer oder einer dritten noch näher zu bestimmenden Rasse zu tun haben, oder ob diese an die Nordische bzw. an die Ostbaltische Rasse ge-

mahnenden Merkmale auf anderem, selbständigem Wege, d. h. durch andere Mutationen entstanden sind. Ein Nachweis dieser Fragen hat begrifflicher Weise auch praktische Bedeutung, weil die Beurteilung und Einstellung zu Mischlingen mit starkem Nordischen Anteil doch in vieler Hinsicht eine andere wäre als mit Menschen von vollkommen anderer rassistischer Grundlage. Die exakte Überprüfung dieser Frage wird sehr schwer, weil durch die allem Volkstum feindliche Politik der Sowjets meist sehr starke Verschiebungen in den ursprünglichen Wohngebieten stattgefunden haben und es so nur selten möglich ist, ganze Gruppen von Männern und Frauen in verschiedenen Altersstufen zu untersuchen. Es muß jedenfalls aber an der Tatsache festgehalten werden, daß der gesamte Ostraum seit der jüngeren Steinzeit von Menschen Nordischer Kasse in bald stärkerem bald geringerem Maße durchzogen und damit auch rassistisch durchsetzt worden ist. Wir haben also auch mit Kassemischlingen Nordischer Kasse im russischen Raum zu rechnen, das schließt aber nicht aus, daß auch noch besondere Rassen und Schläge in diesem Gebiete entstanden sind.

Auch der böhmisch-mährische Raum gibt zu ähnlichen Fragestellungen Anlaß. Bekanntlich sind hier schon seit dem jüngeren Abschnitt der Altsteinzeit verschiedene Menschenrassen des *Homo sapiens* beheimatet. Ich erinnere nur auf die Rassen von Brünn, Lauritzsch und Predmosti. Bei einzelnen Predmostiern ist die Ähnlichkeit mit Schädeln der Ureinwohner Australiens ganz besonders ins Auge fallend.

Otto Xeché hat bekanntlich auf Grund seiner Untersuchungen an jungsteinzeitlichen Skeletten aus Böhmen für jene Zeit das Vorhandensein einer besonderen „Sudetischen“ Kasse nachgewiesen. Ihm folgend hat dann Hans F. K. Günther eine auch heute noch lebende Sudetische Kasse angenommen. In seiner Beschreibung hält er sich an die von Xeché für die Skelette gegebenen Merkmale und zwar: geringe Körperhöhe beim Mann etwa 1,60 m, verhältnismäßig geringe Kopfgröße, jedoch nicht Kugel, sondern eiförmige Kopfform mit betontem Scheitelbeinhöcker und leicht ausgewölbtm Hinterhaupt, mittelbreites Gesicht mit stark betonten Jochbeinen, welche weiter nach vorne liegen als der obere Augenhöhlenrand, tiefe niedrige Stirn, breite flache Nase mit nicht gerade, sondern gewölbt gegen einander aufsteigenden Seitenwänden, so daß das Nasenskelett etwas Geblähtes erhält, vortretende, fast Schnauzenförmige Kiefer, dunkle Haar-, Haut- und Augenfarbe.

Es besteht die Frage, wieweit tatsächlich diese Kasse im böhmisch-mährischen Raume heute noch nachgewiesen werden kann. Leider hat die tschechische Forschung nach dieser Richtung keine tieferen Einblicke verschafft, so daß wir uns hier noch vor unersfordstem Neulande befinden.

Der heutige Eindruck, den das rassistischgeschulte Auge bei Betrachtung der Tschechen gewinnt, läßt auch hier die bekannten europäischen Rassen wiederfinden und zwar die Ostbaltische und Ostische in recht vorherrschendem Ausmaße, an diese anschließend

dann die Dinarische und Nordische. Westliche Kasse kommt sehr selten vor. Neben diesen Rassen und ihren Mischungskombinationen fallen aber noch weitere Typen auf, die nicht ohne weiteres etwa als Mischungsergebnisse der genannten Rassen erklärt werden können, die aber auch nur selten mit dem von Günther beschriebenen Typus der Sudetischen Kasse übereinstimmen. Bei diesen Menschen fallen besonders die großen Nasen mit besonders fleischiger Nasenspitze und einwärts gebogenen Rücken auf. Dazu kommen dann noch etwas stärker vortretende Wangenbeine und frühzeitig entwickelte Kiefer. Über Särbung und Haarform erlaubt die Beobachtung zunächst keine bestimmten Angaben zu machen. Ausser diesem Typus fallen aber auch noch andere Einschlüsse auf, die ungemien stark an Paläoasiatisch-Mongolide Mischung erinnern und mit größter Wahrscheinlichkeit mit dem Kassenerbe der Avaren in Verbindung gebracht werden müssen. Die Vielfältigkeit der Einschlüsse und die Erhaltung alter Rassenbestandteile hat es wohl mit sich gebracht, daß das Rassenbild im böhmisch-mährischen Raum ein recht abwechslungsreiches ist. Hier wird künftige Forschung umfassende Grundlagen schaffen müssen. Vor allem ist eine rassenbiologische Landesaufnahme dringend erforderlich. Daneben wird freilich auch die Kassengeschichte, wie sie sich vor allem in den recht zahlreichen Skelettfunden widerspiegelt, nicht zu kurz kommen dürfen. Hier wird es notwendig sein, einen Überblick über das vorhandene Material, wie es nicht nur allein in den Landeshauptplätzen, sondern auch in den Provinzialsammlungen verwahrt ist, zu gewinnen. Diese Arbeit erfordert geübte Mitarbeiter sowie Sorgfalt und Geduld. Gerade der Schädelkunde ist mit Unrecht der Vorwurf gemacht worden, daß sie unproduktive Arbeit leiste. Das kann nur dort der Fall sein, wo an kleinen, ausgefallenen Schädelserien irgendwelche abgelegene wissenschaftlichen Spezialfragen bearbeitet werden, die für die rassistische Einordnung des betreffenden Materials keinen weiteren Fortschritt ergeben. Auch hier gilt daselbe, was schon oben bei der rassenkundlichen Landesaufnahme gesagt worden ist: Saubere Kleinarbeit, die systematisch und methodisch einwandfrei vom Teil velleidet auch von Studenten erstellt wird, muß hier die Unterlagen für spätere Übersichten vermitteln.

Ein Mangel, der allen Schädelkundlichen Untersuchungen bisher weitgehend anhaftet, liegt darin, daß die Verbindung vom toten Knochen zum lebendigen Menschen fast nie gegeben ist, und daß wir gerade Vererbungsfragen am Schädel und übrigen Endochernem Skelett nicht nachgehen können, weil einfach das Material nicht vorhanden ist. Ein Ausweg nach dieser Richtung ist uns einzig damit gegeben, daß die Röntgenfotografie stärker in die Technik des Rassenbiologen hereingezogen wird, und wir zu einer Beobachtung und Feststellung der Merkmale am „lebenden Skelett“ kommen. Dann ist es auch nicht schwierig, solche rassenkundlichen Knochenuntersuchungen auf ganze Familien auszudehnen. Die erbbiologische Vaterschaftsuntersuchung, die dem Rassenbiologen neben vieler Arbeit auch manche

neue Einblicke verschafft, wird in dem Bemühen, die Zahl der beobachteten Merkmale zu vergrößern, vielleicht auch einmal auf diese Gelegenheit zurückkommen.

Ansch. d. Verf.: Berlin-Lichterfelde-West,
Baselerstr. 13.

Schriften.

Ammon, O., 1899, Zur Anthropologie der Bodener: DARTSIFIDER-LENG, 1936, Menschliche Gelehrte und Kassenhygiene; BRYN, G., u. SCHREINER, R. W., 1929, Die Somatologie der Vortwener; SIFIDER, W., 1930—1930, Deutsche Kassenkunde. SIFIDER, W.,

1930, Versuch einer Genanalyse des Menschen, Zeitschr. Ind. Arb. Vererb. Bd. LIV; SIEFELER, W., 1941, Schwäbische Kassenkunde; KÄSSL, H., 1934, Anthrop. Unters. in den Sudetenländern; LUNDBORG, S., 1928, Kassenkunde des schwedischen Volkes; MOLLON, Th., 1931/32, Biometrische Gelehrte; PÖB, S., 1926, Beiträge zur Anthropologie der ukrainischen Wolynier; RABER, O., 1928, Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlefien und Böhmen, Arb. f. Anthr. Bd. VII; SCHREIBER, W., u. WRIEDER, G., 1927, Die Ethnizität Sintermänner; SCHULZ, B. R., 1935, Kassenkunde Brauterei Gau, Bauern im südlichen Allgäu, Lechtal und Bergenge Wall; WÄNTER, N., 1912, Zur Anthropologie der Wälfen, Zeitschr. f. Ethn. Bd. 44; WENINGER, J., 1918, Über die Verbreitung vorindustrieller Kassenmerkmale; WENINGER, J., 1934, Kassenkundliche Untersuchungen an Albanen; WERTHEIM, O., 1910, Anthropogeographie des Ostentales.

W. Klensch:

Niederländische Bauern im Gau Ost-Hannover

Mit dem Gau Ost-Hannover verbindet sich der Begriff der Lüneburger Heide. Wer diese Gegend nur aus Büchern kennt, wird in erster Linie an schöne Landschaftsbilder mit weiten Heideflächen, über die sich ein wolkenreicher Himmel wölbt, an Schafherden, Wacholderbüsche, ausgedehnte Kiefernwälder, die Kiefernsteingräber von Sallingbofel oder an schöne alte Bauernhäuser denken. Mit diesen Vorstellungen wird man jedoch dem wirklichen Charakter der Landschaft zwischen Elbe, Weser und Aller nicht gerecht. Zwar gibt es diese Landschaftsbilder noch in vielen Gegenden der beiden Regierungsbezirke des Gau, Lüneburg und Stade, doch ist in den letzten 50 Jahren viel Odland in mühseliger Arbeit kultiviert worden; aus vielen Feldmarken ist die Heide bereits ganz oder fast ganz verschwunden, und man muß schon lange wandern, um große, zusammenhängende Heideflächen zu finden. Was dem Lüneburger Land die eigenartige, herbe Schönheit verleiht, ist vielmehr die Weiträumigkeit der von Hügelketten durchzogenen Ebene und andererseits der reizvolle Wechsel zwischen fruchtbaren Feldern, breiten Wiesentälern, durch die sich anmutige Flüsse schlängeln, bingestreuten Holzungen, in Grün versteckten Dörfern und Gehöften, Heide und großen Wäldern.

Im Nordwesten grenzt der Gau an die Nordsee, und ein breiter Streifen Marsch an Elbe und Weser umrahmt die Geestlandschaft. Die Marschen haben ein völlig anderes Aussehen als die Geest. Jedes Stückchen des schweren, fruchtbaren Bodens wird landschaftlich genutzt. Weiden und Äcker, die durch Gräben voneinander getrennt sind, beherrschen hier das Landschaftsbild.

Zwischen Marsch und Geest liegen sogenannte Kandmoore, und nördlich von Bremen erstreckt sich in Form eines Dreiecks, dessen Basis im Süden liegt, das weite Teufelsmoor. Die Moore nehmen im Regierungsbezirk Stade etwa 28 v. H. der Bodenfläche ein. Die Kandmoore sind sämtlich, bis auf kleine Reste in Wiesenland umgewandelt, und auch das Teufelsmoor ist bereits zum großen Teil kultiviert.

Im Gau Ost-Hannover gibt es keine einzige Großstadt, doch machen sich die Auswirkungen von Hamburg und Bremen auf die Wirtschaftsstruktur der

angrenzenden Gebiete des Gau's bemerkbar. Die schönen, alten Mittel- und Kleinstädte Ost-Hannovers, z. B. die Gaubauptstadt Lüneburg, dann Celle, Stade, Verden, Uelsen scheiden für unsere Betrachtung aus, da ihre Einwohner zu einem erheblichen Teil nicht aus Niedersachsen stammen und wir uns nur mit der altangelegenen bäuerlichen Bevölkerung befassen.

Weil Ost-Hannover ein Bauernland ist, ist es nur verhältnismäßig dünn bevölkert. 1939 kamen im Regierungsbezirk Lüneburg 43 Menschen je qkm, im Regierungsbezirk Stade 65. Wenn man nur die Landgemeinden berücksichtigt, wohnen auf einem Quadratkilometer

	1821	1871	1900	1925
im Reg.-Bez. Lüneburg	20,9	27,2	29,4	32,8
„ „ Stade	26,8	37,5	42,4	48,5

Der östliche Teil des Gau's mit seinen ausgedehnten Wäldern und Heideflächen ist also stets dünner besiedelt gewesen als der westliche Teil. Die Dörfer liegen im Lüneburgischen oft weit auseinander und sind im allgemeinen nur klein; auffallend viele Ortschaften haben weniger als 200 Einwohner. Der Niedersachsler liebt die Weiträumigkeit, er mag nicht gern in Dörfern eng beieinander wohnen. In der Heide gibt es noch viele Einzelhöfe, die mehrere Kilometer voneinander und von den nächsten Dörfern entfernt liegen. Auch in geschlossenen Siedlungen haben die alten Hofplätze einen auffallend großen Umfang.

Über das niederländische Bauernhaus ist bereits viel geschrieben worden. Es ist ein Zweiflünderhaus und war ursprünglich ein Einraumhaus. Die Last des mächtigen Gebäudes ruht auf zwei Ständerreihen zu beiden Seiten der großen Längsdielen und nicht auf den Seitenwänden. Die dicken Eichenständer und Balken sind so stark, daß sie die Jahrhunderte überdauern. In den Fachwerkbauten ist sehr viel Holz verarbeitet. Wer einmal bei dem Abbruch eines Bauernhauses das Holzgerüst von dem Dach und den Wänden entkleidet gesehen hat, wird erstaunt gewesen sein über das mächtige und kunstvolle Bauwerk.



Abb. 1. Vorderansicht eines niederfächsischen Bauernhauses

Ursprünglich gab es im Niedersachsenhaus keine Zimmer, sondern man wohnte und schlief in dem hinteren Teil des Hauses; zu beiden Seiten der großen Diele war das Vieh aufgestellt, auf dem Boden lagerten die Ernte- und Futtermittel. Das Bauernhaus vereinigte also Wohnung und Wirtschaftsteil in einem Raum und war daher Einraumhaus. Später baute man ein Wohnende ein mit Stuben und Kammern. Die Küche mit der Herdstelle blieb noch lange in dem sogenannten Flett. Diese alten „Kaukhäuser“ sind jetzt aber auch fast verschwunden.

Um das Wohnhaus herum liegen Scheunen, Ställe, Schuppen, Speicher; im weiteren Abstand stehen dicke und hohe Bäume, meistens Eichen, um die Gebäude vor der Gewalt der Stürme zu schützen. Die ganze Hofanlage ist von einem Zaun oder einer Mauer aus Findlingen umgeben, um das Vieh am Fortlaufen und fremdes Vieh am Eindringen zu hindern.

Der Gau Ost-S Hannover ist das Kernland Niedersachsens, wo sich sächsische Art am reinsten erhalten hat. Über die Herkunft der Sachsen herrscht noch keine Einigkeit unter den Vorgesichtsforschern. Pietzke und Waller nehmen an, daß sie von Holstein über die Elbe gekommen seien, Tackenberg dagegen glaubt, daß die Chauken, die südlich der Elbe wohnten, mit den Sachsen identisch seien. Wahr-

scheinlich ist der Name Sachsen um 600 eine Sammelbezeichnung für alle germanischen Stämme zwischen Elbe, Weser und Aller. Fest steht, daß im Lande Wurften (zwischen Wesermünde und Cuxhaven) friesisches Blut in der Bevölkerung steckt und im Lüneburgischen Überreste der Langobarden wohnen geblieben sind. In späterer Zeit kamen die Wenden über die Elbe und siedelten im östlichen Zipfel des Gaues (östlich der Almenau). Im Mittelalter wurden durch die Erzbischöfe von Bremen in den sumpfigen Gebieten nördlich von Bremen und in den Elbmarschen Holländer angesiedelt, die das Land entwässern und Deiche bauen sollten. Wie groß ihre Zahl gewesen ist, steht nicht fest.

Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes unmöglich, den Schicksalweg der Niedersachsen im einzelnen zu schildern, vielmehr sollen nur zwei Gesichtspunkte, die für eine bevölkerungsbiologische Betrachtung von Bedeutung sind, kurz herausgestellt werden: 1. schwere Notzeiten, die die Bevölkerung durchlebte, und 2. die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der letzten Jahrhunderte.

Notzeiten verändern die biologische Beschaffenheit einer Bevölkerung am schnellsten und intensivsten; sie merzen die Menschen, die am wenigsten Widerstand leisten oder sich ihnen am wenigsten anpassen können, bald aus, andere werden durch sie



Abb. 2. Wohnteil eines niederländischen Bauernhauses

zur höchsten Kraftentfaltung gezwungen. Solche Notzeiten hatten z. B. die meisten Kriege im Gefolge. Die Menschenverluste dieser Kriege selbst waren nur gering. Neben dem 1. Weltkrieg hat wohl der dreißig Jahre dauernde Krieg zwischen Karl dem Großen und den Sachsen die schwersten Blutopfer gefordert; denn dieser Kampf war noch ein Volkskrieg. Der Dreißigjährige Krieg hat unser Gebiet nicht so schwer heimgesucht, wie mittel- und süddeutsche Landschaften; jedenfalls berichten die Urkunden selten von Menschenverlusten, sondern meistens von niedergebrannten Dörfern, Plünderungen und hohen Abgaben an Geld und Lebensmitteln. Von 1625 bis nach Kriegsende gab es nur wenige Jahre, in denen das Land frei von fremden Kriegsvölkern war. Kaiserliche, dänische und schwedische Truppen durchzogen die Dörfer und ließen die Bauern nicht zur Ruhe kommen. Als der Krieg zu Ende war, gab es in Niedersachsen viele wüste Höfe und eine völlig verarmte Bevölkerung. — Die großen Menschenverluste während des Dreißigjährigen Krieges sind hauptsächlich durch die Pest verursacht worden, die in den Jahren 1626—1628 furchtbar unter der Bevölkerung wütete. So stieg z. B. in Steinfirchen an der Niederelbe die Zahl der Geforderten von 25 im Jahre 1625 auf 227 im Jahre 1628.

Sür den jetzigen Regierungsbezirk Stade, damals

das Erzbistum Bremen und das Bistum Verden, hatten die 30 Jahre nach dem großen Krieg noch schlimmere Folgen als der Krieg selbst. Die Schweden hatten das Land als Faustpfand behalten und erpressten von den verarmten Bauern unerschwingliche Kontributionen. Außerdem wurden Bremen-Verden in zwei Kriege verwickelt, die die Schweden führten. In dem Kampf Karls X. gegen Rußland, Polen und Dänemark (1654—1660) fielen die Dänen in unser Land ein, das seit 1645 unter schwedischer Herrschaft stand, und es fanden mehrere Kampfhandlungen und zahlreiche Durchzüge von Truppen statt, unter denen wieder besonders die Bauern zu leiden hatten. Noch mehr wurde das Land 1675—1680 verwüstet, als Schweden wegen des Überfalls auf Brandenburg in die Reichsacht getan wurde und vor allem die Truppen des kriegerischen Bischofs von Münster in das Land eindrangen.

In diesen Jahrzehnten muß die wirtschaftliche Not der Bauern furchtbar gewesen sein; denn selbst die Vögte mußten an die Regierung berichten, daß das Land zu einem „gänzlichen Ruin“ gekommen sei und daß es den meisten Bauern unmöglich wäre, die Steuern aufzubringen. In der Kirchengemeinde Lamstedt (Niederelbe) waren mehr als ein Sechstel aller Höfe wüst. Die verarmte Bevölkerung trieb sich im Lande umher; in Lamstedt mußte ein Bettelvoogt



Abb. 3. Straße eines Markthendorfes südlich Wesermünde

eingesetzt werden, der die Bettler in bestimmte Dörfer brachte, wie ein Hirt eine Herde auf eine Weide führt, damit sie dort den Hunger stillen könnten.

Diese Ereignisse blieben nicht ohne schwere Folgen für den Volkskörper. Durch eingehende Untersuchungen konnte ich feststellen, daß in der Zeit von 1650—1700 durchschnittlich 37 v. H. aller lebendgeborenen Kinder die Kirchengemeinde Lamstedt verließen; von 1650—1660 wanderten sogar 41 v. H. aus der Gegend ab. So haben diese Dörfer in der Schwedenzeit einen außerordentlich hohen Verlust an Menschen gehabt, obwohl nur sehr wenige Personen durch Kampfhandlungen ums Leben kamen.

Das Lüneburger Land blieb von diesen Kämpfen verschont, dafür hatte die Bevölkerung unter anderen Kriegen zu leiden, die freilich schon lange vor dem Dreißigjährigen Kriege stattfanden, nämlich unter dem Erbfolgekrieg der braunschweigisch-lüneburgischen Fürsten und der Sildesheimer Stiftesfehde. Durch diese Kleinkriege wurde das Land furchtbar verwüstet, weil ein Fürst die Bauern des anderen aueplünderte und die Dörfer ansteckte.

Der Siebenjährige Krieg und die napoleonischen Kriege haben der Bevölkerung in wirtschaftlicher Hinsicht außerordentlichen Schaden zugefügt. Trotzdem unsere Heimat 1757 nur kurze Zeit von den Franzosen besetzt wurde, hat der Siebenjährige Krieg sovielen Kosten verursacht, daß sich das Kurfürsten-

tum Hannover am Ende des Krieges in einem Zustand völliger Erschöpfung befand. Während der napoleonischen Kriege hat der Regierungsbezirk Stade 20 Jahre, der Regierungsbezirk Lüneburg 10 Jahre unter der Fremdherrschaft gestanden, und wieder mußte die Bevölkerung sehr hohe Kriegskosten tragen. Aus den Rechnungsbüchern einer Gemeinde an der Niederelbe geht hervor, daß z. B. im Jahre 1808 jeder Vollhof 108 Mark zu zahlen hatte, eine Summe, die etwa dem Wert von 3 Kühen entsprach. Außerdem mußten die Bauern immer wieder Pferde, Ochsen, Schweine, Koggen, Safer, Heu, Stroh, Kartoffeln, Eier, Speck, Leinen und Betten an die Franzosen liefern. Hinzu kamen noch die wochenlangen Schanzarbeiten und die weiten Kriegerfahrten für die fremden Herren. Viele Bauernsöhne des Bezirks Stade, der unter französischer Verwaltung stand, wurden zum Militärdienst ausgehoben. Die Erbitterung der Bevölkerung über die Fremdherrschaft war daher sehr groß. Viele Leute flohen über die Elbe ins unbesetzte Holzstein, um der Rekrutierung zu entgehen. In der mehrfach erwähnten Kirchengemeinde Lamstedt stieg die Zahl der abwandernden Personen in der Zeit von 1800—1820 stark an, dagegen sank die Zahl der Eheschließungen; das war eine Folge der wirtschaftlichen Not und der politischen Bedrückung.

1866 wurde das Königreich Hannover eine preu-

fische Provinz. Es hat lange gedauert, bis unsere am Altbergebrachtten hängenden Niedersachsen sich mit dieser Neuordnung abfanden; ihre Herzen schlugen noch jahrzehntelang für das alte Herrscherhaus und für ein „freies Hannoverland“. An den Einwohnerzahlen der Kreise und Landschaften aus dem 19. Jahrhundert kann man im Jahrzehnt von 1860 bis 1870 einen deutlichen Bruch in der Entwicklung feststellen. Während die Bevölkerungszahl von 1800—1860 sehr stark stieg, geriet die Entwicklung im folgenden Jahrzehnt ins Stocken, also noch vor den „Gründerjahren“, vor der starken Abwanderung vom Lande in die Industrie. Im Kreise Lüneburg stieg die Bevölkerungszahl z. B. von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ständig und gleichmäßig an und war 1867 um 33 v. H. größer als 1820. 1871 hatte der Kreis dagegen weniger Einwohner als 1867. Von alten Leuten wird erzählt, daß viele hannoversche Bauernsöhne nach Amerika ausgewandert wären, weil sie nicht im preussischen Heer dienen wollten. Wer die sturen Niedersachsen kennt, wird der Überlieferung Glauben schenken, zumal tatsächlich die Zahl der Auswanderer in dieser Zeit sehr stark anstieg. Da aber manche Gemeinden schon vor 1860 rückläufige Einwohnerzahlen hatten, werden auch andere Ursachen, vor allem der große Bevölkerungüberschuß, an der Entwicklung beteiligt sein.

Aus den bisherigen Ausführungen ging bereits hervor, daß in früherer Zeit weniger die Kriege selbst,

als vielmehr die wirtschaftlichen Nöte, die sie im Gefolge hatten, nachteilig auf die Entwicklung des Volkkörpers eingewirkt haben. Für eine bevölkerungsgeschichtliche (biologische) Betrachtung sind also die wirtschaftlichen und siedlungskundlichen Verhältnisse, unter denen die Menschen lebten, von größerer Bedeutung als die politischen Ereignisse.

Die niedersächsischen Bauern hatten fast alle um 800 ihre Freiheit verloren und waren in Abhängigkeit von Grundherren (Adelige, Kirchen, Klöster) gekommen. Sie mußten den Grundherren Abgaben zahlen, ursprünglich Vieh und Korn, später Geld. Reinstorff bezweifelt es, daß die Lüneburger Bauern so unfrei wurden, daß sie in Leibeigenschaft hinabsanken. In Urkunden von der Niederelbe werden aber einige Bauern ausdrücklich als „Liff Ebgene“ bezeichnet. Es ist möglich, daß der Abstieg des Bauerntums nicht allenthalben bis zum Verlust der persönlichen Freiheit führte. So traurig wie in anderen Teilen Deutschlands, vor allem in Süd- und Mittel- und später in Ostdeutschland, ist aber die Lage der Bauern zwischen Elbe und Weser nie gewesen. Bezeichnend ist ja auch, daß es in Norddeutschland keine Bauernkriege gab. Seit dem 16. Jahrhundert waren die meisten Bauernehöfe Niedersachsens Meierhöfe, d. h. die persönlich freien Bauern besaßen ihren Hof in Erbpacht; sie mußten dafür Meierzinsen bezahlen und die Verpflichtungen, die sie im Meierbrief unterschrieben hatten, einhalten.



Abb. 4. Heidschnuckenherde in der Lüneburger Heide

Sie durften vor allen Dingen kein Land von dem Hof verkaufen oder verpachten und keine Veränderungen ohne Wissen der Grundherren vornehmen. Bei der Hofübernahme mußte der junge Bauer den Weinkauf (Winn = [Gewinn] Kauf) zahlen, bei der Hofabgabe an den Sohn bedurften die Abmachungen über Altenteil und Abfindung der Geschwister der Genehmigung des Gutsberren; dadurch sollte eine zu starke Belastung des Hofes vermieden werden, um ihn leistungsfähig zu erhalten. Man unterschied Gutsberren, Kirchen, Kloster- und Amtmeier oder auch Königsmeier. Alle meierpflichtigen Personen mußten, wenn sie sich verheiraten wollten, einen Heiratsconsens vom Grundherren oder Amt haben, d. h. den Nachweis erbringen, daß sie auch eine Familie ernähren konnten. Dadurch sollte verhindert werden, daß Menschen heirateten, die bald den Gemeinden oder dem Staat zur Last fallen würden. Diese Vorschrift führte also zu einer gesunden Auslese.

Auf den Bauernhöfen ruhten verschiedene und nicht geringe Lasten. Am drückendsten waren die Meierzinsen. Wie aus den Gemeindefakten eines niederelbischen Dorfes hervorgeht, war dort 1817 durchschnittlich auf jeden Morgen Ackerland 1 Thaler Grundlasten zu rechnen, für jene Zeit eine sehr beträchtliche Summe. — An die Zehntberren mußten die Zehnten entrichtet werden. Man unterschied einen Korn-, Kott-, Fleisch-, Schmal-, Immen- und Glachs-zehnten. Ursprünglich bestand der Zehnte in Naturalabgaben; später wurde er in eine Geldleistung umgewandelt. Meistens pachteten die Gemeinden, deren Bauern alle einen Herren pflichtig waren, den Zehnten und legten die Pachtsumme auf die einzelnen Höfe um. 1804 entsprachen in dem eben erwähnten Dorf die jährlichen Zehntlasten eines Viertelhofes dem halben Wert einer Kuh. — Zu den Grundlasten kamen die Landessteuern oder Kontributionen. Nach einer Kontributionstabelle aus dem Jahre 1693 mußte in demselben Dorf ein Vollhof monatlich 1 Taler 30 Schillinge bezahlen, das war damals ebenfalls der halbe Wert einer Kuh (monatlich!). Außer diesen beträchtlichen Geldleistungen waren die Bauern verpflichtet, Einquartierungslasten zu tragen, Kriegerführern zu leisten, Landfolgedienste zu machen und die Gemeinde- und Kirchenlasten anteilig zu bestreiten. Einquartierung kam in jedem Jahre, denn die hannoversche Regierung schickte in den Sommermonaten die Reiterei zu den Bauern, um das Geld für die Verpflegung zu sparen. Kriegerführern und Landfolgedienste wurden nur in Kriegszeiten verlangt; letztere waren meistens Schanzarbeiten. — Es war nicht leicht, diese großen Ausgaben aus den Höfen herauszuwirtschaften. Die Erträge des Aekers wurden im eigenen Betriebe verbraucht, Getreide konnte also nicht verkauft werden. Das meiste Geld mußte aus dem Viehverkauf hereinkommen, doch konnte nur ein beschränkter Viehstapel gehalten werden, weil es an Weideland fehlte. Wenn Viehstücken ausbrachen, war der Bauer zahlungsunfähig und mußte um Erlass oder Stundung der Lasten und Steuern bitten.

Die niedersächsischen Bauern lebten in früherer

Zeit also in schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen. Alte Leute erzählen gern, wie knapp das Geld damals war. In den Heidedörfern ist ein sparsames, fleißiges, zähes Geschlecht herangewachsen. Wer nicht so veranlagt war, verfiel rettungslos der Ausmerze.

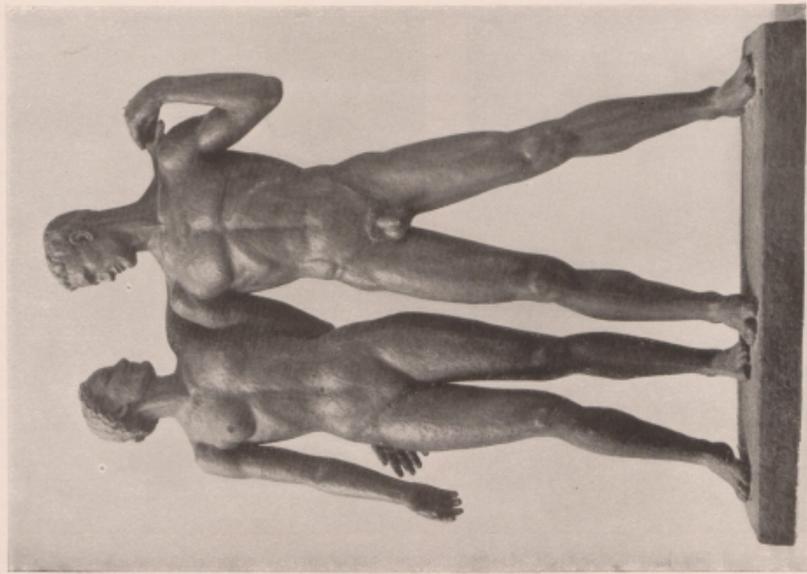
Im Gegenlag zur Geest waren die Marschbauern freie Besitzer auf freiem Erbe, d. h. sie hatten das volle Verfügungsrecht über ihren Hof und konnten ihn vererben, an wen sie wollten. Die Marschbauern waren nur dem Landesherren untertan; sie wachten ängstlich über ihre Freiheit und verteidigten sie mannhafte. So führten die Wurster Bauern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbitterte Kämpfe gegen den Erzbischof von Bremen. Im Jahre 1500 wehrten sie sich, ganz auf sich allein gestellt, gegen die Herzöge Johann und Magnus von Sachsen und Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, die die sogenannte schwarze Garde gegen die Wurster führten. Aber die Bauern schlugen die Eindringlinge siegreich an der Grenze ihres Landes zurück. Man muß staunen über die Kampfkraft dieser Marschbewohner, ihre Freiheitsliebe und wilde Entschlossenheit, lieber zu sterben, als die alten Rechte aufzugeben. Es ist daher nicht verwunderlich, daß manche dieser Rechte in Wursten und Sadeln bis in jüngste Zeit erhalten blieben. — Aus der Abstammung und der ganz anderen Gesichte der Märchen erklären sich die Unterschiede im Charakter der Marschbauern und Geestbauern; auf die der Märchendichter Hermann Allmers besonders hinweist.

Die Höfe der Geest unterschieden sich nach der Größe in Voll-, Halb-, auch Dreiviertel- oder Sieben-zwölftel-Höfe. Diese Höfe waren urprünglich allein die vollberechtigten aber auch voll verpflichteten Gemeindeglieder, d. h. sie allein hatten das Nutzungsrecht an den Gemeinbeländereien, der Allmende oder der Gemeinheit, wie dieser Gemeindefestgenannt wurde; sie allein aber hatten auch die öffentlichen Lasten zu tragen. Im Mittelalter entstand dann eine zweite Schicht unter den Dorfbewohnern, nämlich die Kötner. Sie waren nachgeborene Bauernsöhne, die eine Kote oder Käte auf einem von der alten Hofstelle abgetrennten Platz bewohnten und ursprünglich nur sehr wenig Land besaßen. Mit der Zeit erhielten sie mehr Land und konnten sich Pferde und Kühe halten; sie wurden später Viertelhofner und dann auch zu den Bauern gezählt. Dann unterschied man auf der Geest in jüngerer Zeit noch Brinfsiger, An- und Abbauer und Häuslinge. Die Brinfsiger erwarben von der Gemeinde einen Wohnplatz auf dem Brink am Rande des Dorfes, während die An- und Abbauer sich weiter vom Dorf entfernt ansiedelten. Die Häuslinge wohnten bei den Bauern zur Miete. Die Bauern waren ängstlich darauf bedacht, daß nur strebsame Menschen ein Wohnrecht erhielten, damit sie nicht eines Tages der Gemeinde zur Last fielen; dadurch betrieben sie, freilich ungewollt, eine gesunde Bevölkerungspolitik. Die Brinfsiger, An- und Abbauer besaßen im wesentlichen nur ein Haus mit Garten und höchstens noch etwas Kartoffel- und Roggenland. Wenn sie eine Kuh in der Heide „grasen“ lassen wollten, mußten sie die Genehmigung der Gemeinde haben und eine Ver-



Köln, Schmauß-Basaria

J. W. Fehle: „Aphrodite“



Köln, Schmauß-Basaria

W. Zichorich: „Zueignung“

„Große Deutsche Kunstausstellung 1934“



Infel Fehmarn



Holstein, Adolf Hitler-Koog



Schwaben



Pommern

Unfere Jugend

gütung zahlen. Ihre wirtschaftliche Lage war also recht schwierig, und sie hatten stark unter Raumnöten zu leiden. Sie waren auf Nebenerwerb angewiesen und betätigten sich als Handwerker, Gewerbetreibende oder Landarbeiter. Letztere blieben oft nicht in der Heimat, sondern gingen im Frühjahr in die Marschen, ja sogar nach Holland, weil sie dort mehr verdienen und kehrten zur Erntezeit oder erst im Herbst zurück. Dieser sogenannte Hollandweg, der vor allem im westlichen Teil des Gaues Ost-S Hannover viele Arbeitskräfte der heimischen Wirtschaft entzog, dauerte rund 200 Jahre und hörte nach und nach auf, als die Besiedlung der Moore und vor allem die Auswanderung nach Amerika einsetzte.

Der minderbemittelte, landungsrige Teil der Bevölkerung hat einen langen und zähen Kampf um die Vergrößerung der Scholle, vor allem um die Mitbenutzung der Gemeinheit geführt. Die Gemeinheit war die wichtigste Grundlage der Viehwirtschaft. Sie war von sehr verschiedener Güte und Beschaffenheit. Der größte Teil war Heide und Busch, aber in den Niederungen und Mooren lagen die Pferdeweiden, Schweineweiden, Gänseweiden, die Bullenwiese, die für damalige Zeit gutes Weideland bildeten, und in die jeder Bauer nach der Größe des Hofes eine von der Gemeinde festgesetzte Zahl Tiere eintreiben konnte.

Die Zahl der Brinkfänger und Häuslinge, der An- und Abbauer stieg ständig, während die Zahl der Voll- und Halbböfe heute noch fast dieselbe ist wie vor 400 Jahren. Das Anwachsen der Familien- und der Einwohnerzahl ist also allein auf die Zunahme der minderbemittelten Bevölkerung zurückzuführen.

Die Raumnöte dieser Bevölkerungsschicht war recht drückend. Nordische Menschen ertragen aber nur schwer die Enge, und da sie einen „Zug in die Weite“ haben, verfallen sie leicht der Auswanderung.

Im Mittelalter führte der Weg der landungsrigen

niederländischen Bauernsöhne nach Osten. 1143 wandte sich Adolf II. von Schauenburg in einem Aufruf an „alle, die sich durch Mangel an Ackerboden bedrückt fühlen“ und forderten sie zur Besiedlung von Ost-Schlesien auf. Zahlreiche Klur- und Ortsnamen deuten darauf hin, daß viele Niedersachsen dem Ruf folgten. Noch mehr suchten unter Heinrich dem Löwen östlich der Elbe eine neue Heimat. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aber gingen die Niedersachsen schon vorwiegend nach Übersee. Norbert Zimmer hat in seinem Buch „Der Siedlungsweg der Niedersachsen über die Erde“ nachgewiesen, daß Söhne unserer Heimat in allen Erdteilen siedelten. Besonders groß war die Auswanderung im westlichen Teil des Gaues; das ist auf die Nähe des Meeres zurückzuführen. Nach Zimmer hat der Regierungsbezirk Stade eine durchschnittliche jährliche Auswanderungsziffer von 33 auf 100.000 Einwohner gegenüber einer Durchschnittszahl von 14 in ganz Preußen. Die meisten Auswanderer wandten sich nach Amerika. In New York gibt es viele plattdeutsche Vereinigungen, die nach Dörfern und Flecken des Bezirks Stade benannt sind. 1753 wurde in Kanada die Stadt Lüneburg gegründet. In der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts zogen viele Bauern der Heide nach Südafrika; dort liegen die Siedlungen Hermannsburg, Lüneburg, Verden, Uelzen, Gerbau, Müden, alles Ortsnamen aus Ost-S Hannover, die davon Zeugnis ablegen, daß die Gründer dieser Siedlungen aus unserem Gau stammten.

Schriftumsverzeichnis zum I. Teil:

Allmers, Hermann, Wörbenbusch, Eldenburg und Leiszig 1891. — Reinke, Ernst, Lüneburger Bauerntum, Selbstverlag, Hamburg-Weg 1937. — Schreier und Lehmann, 5000 Jahre Niedersächsischer Stammesbande, Süddeutscher 1936. — Zimmer, Norbert, Der Siedlungsweg der Niedersachsen über die Erde, Hannover 1934.

Anschr. d. Verf.: Lüneburg, Wilschendenkerweg 45.

Heinz Rieder:

Die rassistische Umschichtung des deutschen Spätmittelalters im Spiegel seines Schrifttums

Die Literatur eines Volkes ist uns heute geistiger Ausdruck seiner blutmäßigen Bindungen, feilsche Ausdeutung seiner jeweiligen Rassenlage. Im Ablauf der Literaturentwicklung erkennen wir dementsprechend den Einfluß rassistischer Umschichtungsvorgänge. So lassen sich die Tatbestände des rassistischen und geistesgeschichtlichen Geschehens durch wechselseitige Beziehungen in ihrem Wesen erbellen und die oft überraschenden Wandlungen in Stil und Denkform unserer Literatur finden im biologischen Geschehen des deutschen Volkes ihre Begründung.

Einen solchen einschneidenden Wendepunkt des deutschen Geisteslebens stellt das Spätmittelalter dar. In dieser Zeit vollzieht sich der Zusammenbruch der mittelalterlichen Gemeinschaftsordnung und der höflich-ritterlichen Kultur. Die Erklärungen für diesen Vorgang, die man vornehmlich im wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Geschehensbereich suchte, erfassen lediglich Ausläufer und

folgereicher Ereignisse eines Grundgeschehens im Schoße der deutschen Volksentwicklung, eines rassistischen Umschichtungsprozesses von ganz großem Ausmaß.

Dieser Prozeß der rassistischen Umschichtung beginnt etwa im 12. Jahrhundert, und zwar zunächst in den Städten. Die wirtschaftliche Entwicklung macht diese zu Zentren des Handels, alte Standesgrenzen schließen sich ab, neue sind noch nicht vorhanden. Diese Lage kommt einer gesellschaftlichen Umschichtungsbewegung zugute, die in der Richtung von unten nach oben verläuft, wobei unter dem „Oben“ nicht die Spitzenschicht eines städtischen Feudals, sondern die neue, auferstehende breite Schicht des städtischen Bürgertums zu verstehen ist. Rassistisch steht dieser Vorgang im Zeichen einer zunehmenden Entordnung, einer wachsenden Verdrängung der Nordisch-Sächsischen Völkerei, soweit sie in den Städten vorhanden war. Es handelt sich freilich hier immer um einen Mischungsvor-

gang, in dem das Nordische Element mehr oder minder erhalten bleibt. Rechtlich äußert sich dieser Vorgang im Verschwinden der „Unfreien“.

Die rassistischen Gegensätze auf dem Lande waren viel schärfer ausgedrückt, da sie mit den ständischen Gegensätzen übereinstimmen. Die Verhältnisse der Urzeit wirkten hier ungebremst weiter und setzten die nordische Herrenschicht von der vielfach nichtnordischen Untertanenschicht — dem Stand der „Hörigen“ — ab. Gerade im Süden ist dies als vorwiegend und rein Ostfisch oder Dinarisch zu denken. Aus nichtnordischen Elementen wurde die bäuerliche Unterschicht im Osten und Süden durch slawische Einwanderung aufgefüllt. Ein Zerfall der Nordischen Oberschicht mußte zu einer durchgreifenden rassistischen Umgestaltung führen. Dieses Ereignis trat im ausgehenden Mittelalter durch den Verfall des Rittertums ein, für welchen Vorgang nicht nur wirtschaftliche Gründe, sondern vor allem auch Gründe der rassistischen Gegenause (Kriegsverlust, Mähdarfen) maßgebend sind. Die wirtschaftliche Entwicklung wies sich dadurch aus, daß die bäuerliche Unterschicht durch sie in Vorteil gesetzt wurde. Gerade in Süddeutschland entwickelte sich ein bäuerlicher Reichtum, der Hand in Hand mit einem entsprechenden Kulturwillen geht. Diese Schicht wird zum Träger einer Literatur, in der sich Ostfisches Geistesgut zum erstenmal in der deutschen Literaturentwicklung durchsetzt. Die Sachlage, auf deren Bedeutung für die Literatur schon G. S. (S. 1) Rassenkunde hinwies, wurde im wesentlichen bestimmend für die Seelenhaltung des spätmittelalterlichen Menschen, für die eigenartige, mit Spannungszuständen geladene Unausgeglichenheit dieser Zeit.

Die spätmittelalterliche Seelenlage ist der Ausdruck eines rassistischen Mißgeschicks von ganz großem Ausmaß, der die seit der germanischen Besiedlung im Grunde gleichgewichtige Rassenlage aufbrach und bis heute nicht zur Ruhe kommen ließ. Geistesgeschichtlich ist seine unmittelbare Folge in dem Zusammenbruch des mittelalterlichen Weltbildes und der ritterlichen Kultur zu sehen, sowie in der Bildung einer neuen Kulturtragenden Schicht, des deutschen Bürgertums. So wird auch die höfische Literatur des Hochmittelalters durch eine bäuerlich-bürgerliche des Spätmittelalters abgelöst.

Die hochmittelalterliche Dichtung lebte, wenn nicht zur Gänze, so doch zum größten Teil aus Beständen Nordischer Geisteshaltung. Das heldische Gebaren des in die Ferne schweifenden Ritters der Artus-Epen, der Mutproben und Abenteuer zu bestehen weiß, die ideale Haltung, in der sich der Ritter dem strengen Leben der „zucht“ und „mäze“ unterwirft — all das ist letzten Endes Nordisches Rassengut. Freilich ist dieses Rittertum eingewandelt in die Regeln einer Gesellschaftsmechanik, die provenzalische (Westfische) Ursprungs ist. Gerade der Minnedienst mit seiner Preisgabe erotischer Gefühle ist der Nordischen Auffassung des Geschlechtslebens völlig fremd. Um so reiner bricht die Nordische Denkungsart in den beiden Heldenepen des Hochmittelalters, Nibelungenlied und Gudrun, durch, da in ihnen der höfische Lebensstil mehr zurücktritt und da sie vor allem stofflich unmittelbar von den Beständen der Nordischen Sage zehren.

Die rassistische Änderung der diese Literatur tragenden Schichten hatte zunächst einen Abbau ihrer idealistischen Ausrichtung zur Folge. Die neue bäuerliche und bürgerliche Gesellschaft ist voraussetzungslos realistisch und stoffhungrig. Sie bemächtigt sich der Stoffe und Formen einer abgetretenen Zeit und schafft aus ihnen etwas Neues, das den Stempel ihrer Seelenlage sichtbar aufgedrückt trägt.

Man bringt vor allem eine veränderte Einstellung zum

Leben mit. Das Leben ist nicht mehr dazu da, um in der Art des Nordischen Ausgreifens bewältigt und gestaltet zu werden, sondern in einer naiven Eingabe genossen zu werden. Der Blick wendet sich daher von idealistischen Fernen ab und der Kleinwelt der Dinge zu. Die Dichtung wird real, gegenwartsnah, oft mit einer für den Ostfischen Menschen typischen Beschränktheit. Die blutlosen Formen der ritterlichen Zeit, die rein stofflich noch lange interessiert, sind für die neue Welt lediglich ein Aufspun, ein Mummenschanz, der seine tiefere Bedeutung längst verloren hat. Noch kennt der „Meier Schmechel“ höfische Formen, aber sie sind nichts als die Maske eines traurigen Wegelagererdaseins, über das der Bauer den Stab bricht. Geleitet zur friedeneren Lebensgenuss im Schoße eines engen Pflichtenkreises, ein Wohlleben in Gottesfurcht, soweit es die Stürme dieser Zeit erlauben — das ist die Lebensweisheit der bäuerlichen Schicht, wie sie vollendet niemand als in dem Lehrgedicht des Ostfischweisers Heinrich Wittenwiler „Der Ring“ zum Ausdruck kommt. Hier verraten sich typisch Ostfische Weltensätze, so die Lust am Körperlichen Bezagen, am leidlichen Wohlbehinden, wie sie etwa die Verse ausdrücken:

„... Ich han mir oft gedert:
Der den leid mit vasten firt,
Wei den weilt (— bleibt) die sele nicht;
Dar umb so tuo, sam man da sprichet:
Salt dich eben an den leid,
Wilt, daz die die sel belieh, ...“

So lautet die einfache Weisheit einer epikuräischen Lebensphilosophie, wie sie sich auch sonst in den Veranovellen und Schwanksammlungen des 14. und 15. Jahrhunderts breitmacht. Die Welt der zucht und der mäze wird darin begrifflicher Weise nicht mehr verstanden. Eine Sittenlehre durchaus ostfisches Gepräges, im Sinne einer eng an das Christentum anschließenden Kleinbürgermoral bricht über Abenteurerlust und „höhe minne“ den Stab. Der Ostfische Mensch liebt sein Dasein in der Beschaulichkeit seiner vier Wände, in der Geborgenheit seines Hofes, in der Sicherheit der grabengürterten Stadt. Auch in den Städten beobachtet man die Entfaltung eines Schrifttums das unter Verhinderung des höfisch-ritterlichen Bleibes und Formelschlanges einer dem ritterlichen Kulturideal entgegen gesetzten Lebensgestaltung das Wort redet. Als kulturelles Neuland war die Stadt ja an und für sich der ritterlichen Herrenschicht entzogen. Mit voraussetzungsloser Wüchternheit tritt man daher dem ritterlichen Stand entgegen, verurteilt ihn — wie etwa der Schulmeister Hugo von Trimberg im „Kerner“ — vom modernen Standpunkt der bürgerlichen Gleichheit aller Menschen aus, für die wahrer Adel nicht in Geburt und Wappen, sondern in Tugend und Frömmigkeit liegt.

Den Standpunkt des neuen im wesentlichen vom Ostfischen Seelengut der bestimmten bürgerlichen Lebensstile vertritt insbesondere der im 15. Jahrhundert Mose gewordene Prosaforman, der teils unter neuen Vorzeichen alte Ritterepenstoffe verwertet, teils von neuen Erfindungen lebt. Man freut sich noch an den alten Stoffen, wie etwa an „Trojas Zerföderung“, doch der Wödlinger Ratsherr Hans Maier läßt sich bei dieser Gelegenheit nicht entgehen, die laßerbaste Ritterwelt moralisch zu verurteilen, „darumb, das sy in Übermut je vil in sich selbs hofen, ...“. Damit trifft er genau das unternehmungslustige und wagemutige, dabei verantwortungsbewusste Lebensgefühl der Nordfische, die stoffliche Grundhaltung der ritterlichen Standeskultur, der der Ostfische Mensch verständnislos gegenübersteht. Dagegen preißt man in der neuen Prosaichtung bürgerlichen Fleiß und Geschäftssinn, nicht ohne die alten Epen gewaltsam umzubiegen und den heroisch-tragischen Gehalt durch Wüchternheit zu töten

¹⁾ Rassenkunde des deutschen Volkes. 16. Aufl. München 1936, S. 498 f.

Das Eindringen Ostischen Geistesgutes in die spätmittelalterliche Literatur zeigt auch die Entwicklung des Dramas der Zeit. Ursprünglich verband sich in ihm der Gehalt des germanischen Kultischen Weibepieles mit dem Rahmen der christlich-Orientalischen Gottesdiensthildung. An jenen schlichten Osterfeiern und Osterspielen fand man jedoch bald kein Genügen mehr. Das Spiel wies vor die Bühne, ja auf den Marktplan verlegt, flüchtig verläßt es den strengen Rahmen der Auferstehungsfeier, die lateinische Sprache wies durch die deutsche, der priesterliche Spieler durch den Laienspieler ersetzt; eine weltliche-reale Behandlung des Bibelsstoffes läßt auch derb-komische Einlagen nach Art des Fastnachtspieles zu. Diese Entwicklung des Theaters wird auch hier vom stoffreichen Realismus der neuen emporkommenden Schichten verständlich; sie liebt die Erfrischung und Erhebung durch den religiösen Stoff, etwa durch die Passionsgeschichte, ebenso, wie die derb-komischen Einlagen, in denen sich Wäpser Humor und Ostische Gemütslichkeit auslebt. Der zweiseitigen Forderung nach Erhebung und Erbeiterung entspricht äußerlich die Schaffung der beiden Spielerebenen, einer für das weltliche und einer für das himmlische Spiel. Zutiefst ist sie klarer Ausdruck des oben angeeuteten Spannungverhältnisses in der spätmittelalterlichen Seele.

So treten schon in den Osterspielen, die flüchtig an die Auferstehungsgeschichte der Bibel gebunden sind, religiöser Ernst und derbe Komik, Seltsames und Allumenssliches dicht nebeneinander. Ein Wiener Osterpiel aus dem 14. Jahrhundert läßt den am Grabe Christi weinenden Frauen den jüdischen Salbenräumer Rubin entgegen-treten, der sich mit seiner Frau prügelt. Im Erlauer Osterpiel verspottet dieselbe Gehalt gar den heiligen Schmerz der Frauen und Pusterball, der komische Diener des Dila-

tus, äßt den Segen des Heren nach. Humorvoll-gemütsliche Teufel kennt das Rebeninter Osterpiel aus dem 15. Jahrhundert, das einen Pfaffen verächtlich in die Hölle geraten läßt. Satan, der keine Macht über ihn hat, bedenkt ihn mit einer feierlich ironischen Anrede. Solche Beispiele ließen sich noch viele bringen, vor allem bei den oft den allergeringsten Rahmen erfindenden Passionsspielen. Nur wenige Spiele, so das Tegener Osterpiel vom Antichrist aus dem 12. Jahrhundert, das Rünzelsauer Fronleichnamspiel und das Zehnjugenfrauenpiel aus dem 14. Jahrhundert bewahren den religiösen Ernst dem Stoff gegenüber und erfüllen ihn mit der stütslichen Strenge Nordischer Geisteshaltung.

Die aus den Mischvorgängen des Spätmittelalters hervorgehende Kulturtragende Schicht des deutschen Bürgertums zeigt in ihrer Literatur und zum ersten Male in der deutschen Geistesgeschichte überhaupt das hervortretende Ostische Rassen-gutes. Der Ostische Einbruch konnte freilich den Nordischen Grundbestand nicht erschüttern. Das Nebeneinander und Ineinander Nordischer und Ostischer Rassenbestände wurde jedoch zum Schicksal des deutschen Bürgertums schlechtbin. Die rassistischen Mischvorgänge des Spätmittelalters sind für den Spannungsreichtum, die Vielfalt und unausschöpfbare Tiefe der deutschen Seele verantwortlich. Sie schufen eine rassistische Lage, die es der Nordrasse ermöglicht, in Zusammenstoß und Vereinigung mit anderen Rassen, vor allem der Ostischen, in immer neuen schöpferischen Geschehensabläufen den ganzen Reichtum ihrer Anlagen zu entfalten. Die Literaturgeschichte der Zukunft wird uns im Spiegel der deutschen Dichtung diese Vorgänge sehen lehren.

Ansch. d. Verf.: Wien 50, Mayerhofgasse 12/III.

Jan Jeurink:

Berufswahl und Abwanderung der Landjugend im Kreise Göttingen

Im Frühjahr 1941 wurden im Institut für landw. Betriebs- und Landarbeitelchre unter Leitung seines Direktors, Professor Dr. W. Seedorf, Untersuchungen über Berufswahl und Abwanderung der Landjugend im Kreise Göttingen durchgeführt.

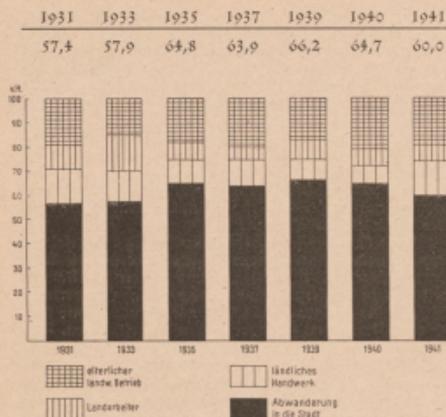
Von den Untersuchungen sind 54 Landschulen des Kreises Göttingen erfaßt worden. Die Stadtdörfer Weende, Dieckens, Professor Dr. W. Seedorf, Untersuchungen über Berufswahl und Abwanderung der Landjugend im Kreise Göttingen durchgeführt.

Von den Untersuchungen sind 54 Landschulen des Kreises Göttingen erfaßt worden. Die Stadtdörfer Weende, Dieckens und Gronne wurden von den Untersuchungen ausgeschlossen. Infolge der Kriegsverhältnisse konnten die Landschulen: Koringen, Rittmarschaufen, Bremke, Gelliehausen, Kerklingerode und Weissenborn nicht in die Untersuchung mit einbezogen werden.

In den Jahren 1931, 1933, 1935, 1937, 1939, 1940 und 1941 entließen 54 Landschulen des Kreises Göttingen insgesamt 1269 Anaben mit abgeschlossener Volksschulbildung. Von diesen blieben 471 (= 37,1%) auf dem Lande, 798 (= 62,9%) wanderten in die Stadt ab. Von den auf dem Lande Bleibenden wählten 333 den landwirtschaftlichen Beruf, und zwar blieben 233 als mit-befehlende Familienangehörige im elterlichen Betriebe, 100 wurden Landarbeiter. Von der Gesamtzahl der in den 7 Untersuchungsjahren entlassenen Anaben blieben somit 26,2% in landwirtschaftlichen Berufen. Von den 233 im elterlichen Betriebe bleibenden Bauern- oder Landwirtschönen handelt es sich vorwiegend um angehende Hofherben. 138 von den 1269 zur Entlassung gekommenen

Anaben haben ein ländliches Handwerk erlernt oder stehen in der Ausbildung für ein solches. Die Abwanderung in die Stadt beträgt im Durchschnitt der Stichjahre 62,9 v. H. Diese Zahl gibt aber nur die Abwanderung der mit abgeschlossener Volksschulbildung entlassenen männlichen Jugendlichen an. Werden auch die nach dem Besuch der Grundschule zur Mittel- oder höheren Schule abgegangenen Landjugen (= 12,6% der in die Grundschule eingetretenen Anaben) als Abwanderer angesehen, dann beläuft sich die Abwanderung der männlichen Landjugend im Kreise Göttingen in der Zeit von 1931-1941 jährlich durchschnittlich auf 67,9 v. H. Zwei Drittel der in die Grundschule eingetretenen Landjugen sind also in die Stadt abgewandert. Besonders zu betonen ist hierbei, daß es sich bei den Abwanderern im allgemeinen um solche Jugendliche handelt, die den Zurückbleibenden sowohl körperlich als auch geistig überlegen sind. Die in die Stadt abgewanderten 798 Landjugen mit abgeschlossener Volksschulbildung haben zu 52% Beschäftigung in der Industrie aufgenommen und zwar vornehmlich als Schlosser, Feinmechaniker und im Baugewerbe. 25% haben in der Stadt ein anderes Handwerk erlernt, die restlichen 23% verteilten sich auf Berufe im Handel, bei Behörden usw.

Im allgemeinen hat die Abwanderung der männlichen Landjugend im Kreise Göttingen in der Zeit von 1931 bis 1941 nicht wesentlich zugenommen. Sie beträgt in Prozent der Gesamtentlassung:



Ziemlich konstant ist der jährliche Anteil, den der landwirtschaftliche Beruf an der Gesamtberufswahl hat. Er schwankt zwischen 24,5% und 29,9%. Der Anteil, den das ländliche Handwerk an der Gesamtberufswahl hat, geht von 1931 bis 1940 fast stetig zurück. 1931 wurden von 100 mit abgeschlossener Volksschulbildung entlassenen Landjungen 13,9 Handwerker auf dem Lande, 1940 nur noch 7,8. Im Jahre 1941 ergreifen wieder 14,3 aller männlichen Schulentlassenen ein ländliches Handwerk. Das ist vorwiegend darauf zurückzuführen, daß in Kriegzeiten das Landleben dem Stadtleben vorgezogen wird. Die Abwanderung der mit abgeschlossener Volksschulbildung entlassenen Landjungen in die Industrie beträgt in Prozent der Gesamtentlassung:

1931	1933	1935	1937	1939	1940	1941
21,2	23,4	33,2	38,4	36,4	33,8	32,8

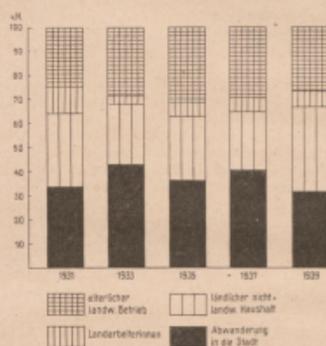
Im Durchschnitt der fünf letzten Untersuchungsjahre geht demnach jährlich gut ein Drittel aller mit abgeschlossener Volksschulbildung entlassenen Knaben in die Industrie.

Die durchschnittliche Abwanderung für männliche Jugendliche mit abgeschlossener Volksschulbildung ist mit mehr als 80% am größten in den Dörfern: Dahlenrode, Friedland, Herberhausen, Holtensen, Lengden, Niedernjesa, Wifolausberg und Obernjesa.

Bei den Untersuchungen über die Berufswahl und Abwanderung der weiblichen Landjugend sind die 1940 und 1941 entlassenen Jahrgänge nicht berücksichtigt worden. Es hätte sich dadurch ein völlig falsches Bild über die Berufswahl und Abwanderung ergeben, weil die schulentlassenen Mädchen zunächst ihr Pflichtjahr ableisten und sich danach erst für eine ländliche Arbeit entscheiden. — In den Jahren 1931, 1933, 1935, 1937, 1939 wurden von 54 Landschulen des Kreises Göttingen insgesamt 864 Mädchen mit abgeschlossener Volksschulbildung entlassen. Von diesen blieben 543 (= 62,8%) auf dem Lande, 321 (= 37,2%) wanderten in die Stadt ab. Von den auf dem Lande bleibenden Mädchen gingen 56% (= 35,2% aller Entlassenen) in die Landwirtschaft und zwar 10,7% (= 6,7% aller Entlassenen) als Landarbeiterinnen, 45,3% der auf dem Lande bleibenden Mädchen nahmen als Bauern- oder Landwirtstochter Arbeiten im elterlichen Betriebe auf. In einen ländlichen nichtlandwirtschaft-

lichen Haushalt gingen von den 543 auf dem Lande bleibenden Mädchen 233 (= 42,9% aller Entlassenen). Die in die Stadt abgewanderten weiblichen Jugendlichen fanden zu 55,1% Beschäftigung in städtischen Haushalten. Nur 5,3% (= 2% aller Entlassenen) der abgewanderten Mädchen gingen in die Industrie. Betrachten wir auch die nach dem Besuch der Grundschule zur Mittel- oder höheren Schule abgewanderten Mädchen (= 5% der in die Grundschule eingetretenen Mädchen) als Abwanderer, dann beträgt die Abwanderung für die weibliche Jugend im Kreise Göttingen im Durchschnitt der 5 Stichjahre 40,3%. Die Abwanderung beträgt in Prozent der Gesamtentlassung

1931	1933	1935	1937	1939
34,3	43,0	37,4	41,3	31,5



Der Anteil der in der Landwirtschaft bleibenden weiblichen Jugendlichen an der Gesamtentlassung schwankt in den 5 Untersuchungsjahren um 35%. Er ist im Jahre 1935 mit 37,4% am höchsten, 1933 mit 32,0% am niedrigsten. Der Anteil des Landarbeiterinnenberufes an der Gesamtberufswahl fällt von 1931—1933 von 11,1% auf 4,4% und hat damit den größten Tiefstand erreicht. Von 1933 bis 1939 steigt er wieder von 4 auf 7% an. Im elterlichen landwirtschaftlichen Betriebe bleiben im Durchschnitt der Untersuchungsjahre jährlich etwa 25—30% aller Mädchen. In einen ländlichen nichtlandwirtschaftlichen Haushalt gehen bzw. bleiben 24,8 bis 33,3%. Die Abwanderung der weiblichen Jugend ist am geringsten in den Dörfern: Ebergöden, Knubühren, Landshäusen, Klein Lengden und Waale. Die stärkste Abwanderung zeigen die Dörfer Bunden (79,1%), Herberhausen (86,7%), Friedland (66,7%), Holtensen (68%) und Obernjesa (66,7%).

Aus vorstehenden Untersuchungsergebnissen geht hervor, daß die Landverteilung (Landflucht) im Kreise Göttingen, die sich vornehmlich mit der Berufswahl der schulentlassenen Jugendlichen vollzieht, bereits bedenkliche Ausmaße angenommen hat. Die Folgen dieser Landverteilung zeigen sich heute in einem ausgeprägten Mangel an einheimischen landwirtschaftlichen Arbeitskräften. Dem bereits vorbestehenden Landarbeitermangel muß in absehbarer Zeit der biologische Zerfall des Göttinger Landvolkes folgen, wenn sich die Abwanderung der Jugendlichen weiterhin in dem Ausmaße vollzieht, wie sie im letzten Jahrgang erfolgte. Einschränkung der Abwanderung der Landjugend in die Stadt ist demnach im Kreise Göttingen eine lebensnotwendige Aufgabe für das Göttinger Landvolk.

Ansch. d. Verf.: Göttingen, Wifolausberger Weg 11.